

Neue Dörfer im Busch?

Autor(en): **Seiffert, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

war Nacht über dem Tal, sternenlose, dunkle Winternacht. Die Zeit reichte Berthe lange bis zum kleinen Bahnhof, überlegte Cousin Alcide. Dann rief er der magern Magd, sie solle endlich das weichgekochte Ei bringen, nicht mehr als drei Minuten, *nom de nom* ... Cousin Alcide hasste ein weichgesottenes Ei, in dem der Dotter schon fest zu werden begann, und die lausige, alte Josephine hatte heute noch keinen Sinn für das, was dem Patron im Haus auf die Nacht allein wohl bekommt ...

Konrad Seiffert

NEUE DÖRFER IM BUSCH?

Monsieur Maurice Boucheau, Chef de la Subdivision, sass auf der Veranda des Stationshauses. Er trank. Er brütete vor sich hin. Er war schlechter Laune. Er war unzufrieden mit sich, mit dem Leben, mit allem und allen.

Nein, aus der Welt konnte er diese Tatsachen nicht schaffen: die Zahl der Eingeborenen in seinem Bezirk wurde immer kleiner; der Steuerertrag verringerte sich; nur wenige der zum Wegbau angeforderten jungen Männer hatten gestellt werden können; es gab nur noch ein paar kümmerliche Dörfer; es gab Dörfer, die so gut wie verlassen waren; es gab gänzlich leerstehende Dörfer.

Tagelang dachte Boucheau darüber nach, was zu geschehen hatte. Er stand ganz allein. Er bekam keine Hilfe vom Gouvernement, keinen Rat. Er lachte: Rat! Die Herren da oben wussten noch weniger als er! In seiner Hilflosigkeit tat er dann, was er schon so oft getan hatte: er entschloss sich zu einer Kontrollreise kreuz und quer durch seinen Bezirk, von einem Dorf zum andern, von einem Rasthaus zum andern. Er wollte einmal energisch durchgreifen. Er hatte die besten Absichten.

Mit einem Teil seiner bewaffneten Macht brach Boucheau auf. Er sass, lehnte, lag wie immer im

Stuhl, der von vier kräftigen Männern getragen wurde. Dieser Stuhl hatte ein Dach und Vorhänge gegen die Glut der Sonne.

Sehr bequem war es nicht, in solchem Stuhl zu reisen. Das Rütteln, das Schwanken, das unablässige Schaukeln und die Hitze sorgten aber dafür, dass Boucheau einschlief. Natürlich schlief er schlecht.

Seine Leute wussten, was sie zu tun hatten, sie trabten vor und hinter dem Stuhl her, die schmalen, gewundenen Negerpfade entlang. Im nächsten Dorf setzten die Träger den Stuhl vorsichtig auf die Erde, und Boucheau erwachte. Der Dorfhäuptling war da, ein altes, zahnloses Männchen, ein paar vertrocknete Greise kamen, eine Schar entsetzlich aussehender Weiber tauchte auf, einige kranke Kinder schleppten sich herbei.

Die Begrüssung war von beiden Seiten aus recht frostig. Boucheau stellte die üblichen Fragen. Er bekam die erwarteten Antworten. «Die jungen Männer und die jungen Frauen sind weggegangen, niemand weiss, wohin, vielleicht sind sie gestorben, sicher, sie sind alle tot!» Das plapperte der Häuptling vor sich hin, er schloss die Augen und rieb sich seinen faltigen Bauch.

Durch ein paar Querfragen, die, wie Boucheau meinte, besonders geschickt waren, erfuhr er auch nicht mehr. Dieses Dorf war dabei, zu sterben. Hier gab es keine Steuern. Hier gab es auch keine Arbeiter. Nein, hier war nichts zu machen.

Im nächsten Dorf sah es nicht viel anders aus. Im übernächsten bot sich Boucheau das gleiche Bild. Der ganze Bezirk starb aus, ohne dass sein Chef, der einsame Weisse, etwas dagegen tun konnte.

Boucheau wurde immer müder und immer mutloser. Manchmal stand ein Bild gross in seinen Träumen: ein rosenumranktes Haus in der Picardie, eine Frau mit braunen Augen und heller Haut, zwei Kinder, François und Marianne —, und dann, zuweilen, Paris, la ville lumière! Ach, wie fern! Aber wie gross! Wie gross!

Boucheau, der Chef, wurde weitergetragen, weitergeschleppt. Der Harmattan wehte, der fressende, dörrende, sengende Wind aus der Sahara, der langsam, aber stetig das Land im Nigerbogen und am Tschadsee und weit darüber hinaus in Wüste, in Einöde verwandeln wird, wenn man kein Mittel findet, das ihm Halt gebietet.

Ungeheuer ist die Glut des Harmattan. Ungeheuer sind die Sand- und Staubmassen, die er heranträgt, die alles bedecken, die das Wasser be-

graben, die sich zuweilen bis zur Küste hinwälzen und dort als graugelbe Wolken hoch über den Palmen und über dem Blau des Ozeans stehen, bestaunt von den Passagieren aller Schiffe, die aus Europa oder aus Amerika kommen, argwöhnisch beobachtet von allen Kapitänen.

Es war die denkbar schlechteste Zeit zum Reisen. Aber Boucheau reiste. Er ächzte in seinem Stuhl. Er schlief. Er schlief sofort ein, wenn er ein Dorf verlassen hatte. Er erwachte erst wie zerschlagen, wenn die Träger seinen Stuhl niedersetzten.

So geschah es, dass Monsieur Boucheau, Chef de la Subdivision, nichts von dem sah und hörte, was ihm zwischen zwei Dörfern oder zwischen zwei Rasthäusern begegnete. Boucheau sah auch nicht die neuen Siedelungen der jungen Leute seines Bezirks, die weitab von den Wegen zwischen den alten Dörfern lagen. Er hörte nicht das laute Trillern der jungen Frauen und Mädchen in den neuen Dörfern. Er sah ihre Tänze nicht.

Er reiste. Er schlief. Er wurde unterwegs nie geweckt. Denn welcher seiner Leute hätte es wohl gewagt, den Schlaf des Chefs zu stören! Kein Wort, kein Ruf dring durch die Vorhänge des Stuhls zu Boucheau. Nur der Staub des Harmattan rieselte unablässig auf ihn herab.

Nichts berichteten ihm seine Leute von dem, was sie sahen und hörten. Sie waren Angehörige der neuen Dörfer. Ihre Familien wohnten dort. Sie wollten in die Hütten dieser Dörfer zurückkehren, wenn ihre Zeit abgelaufen war. Sie wollten keine Steuern zahlen und nicht zum Wegebau kommandiert werden.

Diese Inspektionsreise Boucheaus hatte, wie viele der ihr vorausgegangenen, keine Erfolge. Ausgedörrt, zerfressen vom Harmattan, kehrte der Chef zur Station und auf seine Veranda zurück.

Ein Haussahändler, der ihn kurz danach besuchte, erzählte, ohne dass er es eigentlich wollte, von einem neuen Dorf, das im Busch entstanden war. Boucheau horchte auf. Aber dann lächelte er ungläubig: «Eingeborenengeschwätz!»

Der Haussa, erschrocken und ärgerlich darüber, dass er etwas erzählt hatte, was schon aus Geschäftsgründen besser unerwähnt geblieben wäre, neigte den Kopf: «Sicher, Monsieur! Es wird viel geschwätzt!»

Die unbedachte Aeusserung des Händlers gab Boucheau aber doch zu denken. Wenn wirklich etwas dahintersteckte? Wenn es da wirklich ein

neues Dorf gab? Irgendwo mussten sich die verschwundenen Leute aufhalten! Gestorben? Ach nein, gestorben waren sie bestimmt nicht!

Boucheau wusste: sein Bezirk durfte nicht ganz leer werden von Menschen. Es musste etwas geschehen. Er musste dem Geschwätz des Haussa nachgehen. Vielleicht fand er ein neues Dorf, das Steuern zahlen, das Männer, junge Männer stellen konnte.

Und so machte sich der Chef der Subdivision trotz des noch immer wehenden Harmattans auf, die neuen Dörfer zu suchen. Boucheau hielt sich wach, als er in die Nähe des Platzes kam, an dem die Hütten stehen sollten, von denen der Haussa gesprochen hatte.

Es mag nun sein, dass die Bewohner des neuen Dorfes von dem Haussahändler oder von anderer Seite aus rechtzeitig gewarnt worden waren: Boucheau fand auch hier nur verlassene, schiefe, zum Teil verbrannte Hütten und vertrocknete Felder vor.

Kein Mensch war in dem Dorf. Der Harmattan hatte schnell dafür gesorgt, dass alle Spuren des Lebenden bedeckt und ausgelöscht worden waren. Es schien, als sei das Dorf schon vor Jahren von einem Bewohnern verlassen worden.

Rückfragen bei den alten Leuten in den nächstliegenden Ansiedlungen ergaben nichts. Niemand wusste den Namen des neuen Dorfes. Niemand wollte jemals etwas von ihm gehört haben.

Zuerst war Boucheau geneigt, die Behauptungen der Leute als Schwindel anzusehen. Aber dann überfiel ihn der Gedanke an seine Hilflosigkeit mit aller Macht. Mit müder Stimme befahl er den Rückmarsch. Er hielt es für richtig, nicht an das neue Dorf zu glauben.

Dabei kam er sich vor wie jener Jean Baptiste Marchand, der auf qualvollen, endlosen Märschen quer durch Afrika für Frankreich den Nil erreichen wollte, der bei Faschoda den Nil erreichte, und der dann den Nil und Faschoda den Engländern überlassen musste. Faschoda! Was hatte Marchand erreicht? Nichts! Und was konnte Boucheau erreichen?

Als er wieder auf seiner Veranda sass, schob er das Buch zur Seite, das die Heldengeschichte Marchands enthielt, und in dem er so oft schon gelesen hatte. Er lächelte vor sich hin. Sein Kalender lag neben dem Buch auf dem Tisch. Boucheau zählte in diesem Kalender die Tage, die er verdammt war, hier noch auszuhalten: zweihundert-dreiundachtzig Tage!

Dann kam sein Nachfolger, sein tüchtiger Nachfolger, der den Harmattan noch nicht kannte, und der Marchands Buch lesen würde. Vielleicht fand dieser Nachfolger die neuen Dörfer im Busch. Vielleicht schlief er nicht in seinem Tragstuhl auf dem Marsch von einem Rasthaus zum andern. Vielleicht entdeckte er, dass die Steppe, der Busch ein dichtbevölkertes Paradies war.

Monsieur Maurice Boucheau, Chef de la Subdivision, lachte laut auf, während sich vor ihm, über ihm, hinter ihm die gelbbraunen Sandwolken des Harmattans übers Land wälzten mit einer Glut, welche die Kraft auch des kräftigsten Europäers lähmt.

Sven Hedin

E I N P A A R S C H R I T T E V O M W A S S E R V E R D U R S T E T

Der Tod des Wüstenhundes

Ehe noch die Arbeiten an der deutschen Ausgabe seines letzten Buches «Meine Hunde in Asien» abgeschlossen waren, hat der grösste Forscher unseres Jahrhunderts, der sechsundachtzigjährige Sven Hedin die Augen für immer geschlossen. Jetzt ist dieses Buch im Verlag F. A. Brockhaus, Wiesbaden, mit 25 Zeichnungen des Verfassers herausgekommen, Zeugnis ablegend davon, dass Sven Hedin Wissenschaftler, Dichter und ein Mensch von grosser Gemütstiefe gewesen ist. Wir bringen aus dem Buch einen Auszug, in dem der Forscher von dem Durstmarsch des Jahres 1895 durch die Wüste Takla-makan und von dem tragischen Ende seines Wüstenhundes Jolldasch (osttürkisch «der Reisekamerad») berichtet:

Ich spähte unermüdet nach Osten aus. Auf einem hohen, aber flachen und von den letzten Stürmen stark mitgenommenen Dünenkamm machte ich halt und stellte die Laterne so auf, dass ihr Licht von Islam Bai gesehen werden und ihm als Leuchtfeuer dienen konnte. Dann legte ich mich

auf den Rücken, um die Karawane zu erwarten. Endlich kam sie und trat wie ein beängstigender Geisterzug in den Schein der Laterne. Wie ein Betrunkener schwankend stürzte Islam Bai neben der Laterne zu Boden und erklärte röchelnd, keinen Schritt mehr gehen zu können. Er wolle hierbleiben und bei den Kamelen sterben. Ich versuchte, ihn aufzumuntern, indem ich ihm vorhielt, dass es nicht mehr weit bis zum Fluss sein konnte, und dass er, wenn er nach ein paar Stunden Ruhe die Trümmer der Karawane im Stich liesse und meiner Spur folgte, sein Leben retten würde. Er antwortete nicht, starrte in den Himmel und erwartete seine letzte Stunde.

Kasim, der letzte meiner vier Leute, war noch in verhältnismässig guter Verfassung. Er sollte mich auf dem Weitermarsch nach Osten begleiten und einen Spaten und einen Eimer mitnehmen. Es war kein bitterer Abschied. Islam Bai nahm an nichts mehr Anteil und blickte uns nicht nach, als wir zu ungewissem Schicksal aufbrachen. Aber Jolldasch war auf den Beinen und litt offensichtlich unter einem schmerzlichen, unlösbaren Zwiespalt. Wenn es sich um Leben oder Tod handelt, das heisst um Wasser oder Tod durch Verdursten, muss, so meine ich, auch der Verstand oder der Instinkt eines Hundes bis zur Grenze des Möglichen geschärft werden. Was hatten diese beiden Menschen vor? Wollten sie sich nur entfernen, um bald wiederzukommen, wie sie es früher so oft getan hatten? Doch was konnten der Spaten und der Eimer anderes bedeuten als das Graben eines Brunnens? Jolldasch hatte ja selbst unzählige Male versucht, sich mit den Vorderpfoten zum Wasser hinunterzuwühlen. Soweit dachte er also klar und richtig. Doch andererseits hatte er niemals erlebt, dass jemand für längere Zeit die Karawane verlassen hätte. Also konnte unsere Abwesenheit nicht lange dauern, und vor Sonnenaufgang würden wir wieder da sein. Der Hund betrachtete uns unverwandt und folgte allen unseren Vorbereitungen mit seinen Blicken. Ihn mit uns zu locken hätte keinen Zweck gehabt. Vielleicht hätte er uns bis zum ersten Rastplatz begleitet, wäre dann aber zur Karawane, zu den Kamelen und zu Islam Bai zurückgekehrt. Die Kamele hatten ja bisher immer die Behälter mit Wasser getragen — in ihrer Nähe fühlte er sich sicherer als mitten in dem trockenen Sand. Er lief deshalb nur ein paar Schritte mit uns, wie um uns zu veranlassen, ihm unsere Absichten zu erklären. Als er uns aber davoneilen sah, machte er sogleich kehrt, schlich